

André
Kaminski
Die Gärten
des
Mulay
Abdallah

Neun wahre Geschichten aus
Afrika

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 930

André Kaminski, 1923 in Genf geboren, Doktor der Philosophie, Fernseh-dramaturg, Stückeschreiber und Reporter, starb 1991 in Zürich.

Sechs Jahre verbrachte André Kaminski in Nord- und Äquatorialafrika; zunächst als Reporter und Filmemacher, dann als Gründer der staatlichen Film- und Fernseh-schule in Algier. Aus dieser Zeit stammen seine Geschichten. In Algier wurde mittels Inserat im »Mudschahid« eine Eignungsprüfung angekündigt. Es meldeten sich vier-tausend; jeder zweite Algerier schien Regisseur werden zu wollen. Übrig blieben drei Mädchen und zwanzig Männer. Unter ihnen der übellaunige, zerlumpte, aber geniale Genfud, dessen Leben ein ein-ziger Sieg über die Schwerkraft ist und von dem die erste Geschichte berichtet.

Kaminski erzählt, wie er als Berater mit einem Team nach El Ued fährt, um auf dem Wochenmarkt Schauspieler für einen Film zu finden. Unterwegs, in einem Wüstenbordell niedrigster Klasse, er-kennt er in einem Krüppel Hafid. Kaum fünf Jahre zuvor war er ihm begegnet, als er noch schön war wie ein Engel und berühmt war als der Messerschlitzer von Bufarik. Ein Fidaj war er gewesen, ein Rä-cher der Befreiungsfront, mit dem Auftrag, Verrätern ein Ohr ab-zuschneiden; er hatte es auf III gebracht.

Der Autor berichtet von einem Prozeß in Boké, an den Ufern des Rio Nuniez in Äquatorialafrika gelegen, wo eine gewisse Frau Diop unter Anklage stand, den sechs Monate alten Säugling ihrer Rivalin gefressen zu haben. Die Angeklagte gestand und demonstrierte den Vorgang.

Das Buch enthält neun Erlebnisberichte eines »rasenden Repor-ters«, der zu schreiben und beschreiben weiß und es versteht, hinter Afrikas Maske zu schauen. Nach 36 Theater- und Fernsehstücken ist dies André Kaminskis erster Band mit Erzählungen.

André Kaminski
Die Gärten des Mulay Abdallah
Neun wahre Geschichten aus Afrika

Suhrkamp

13. Auflage 2016

Erste Auflage 1983

suhrkamp taschenbuch 930

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1983

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-37430-6

Inhalt

Der Sieg über die Schwerkraft	7
Frau Zauï	24
Der Held	40
Ich und die Menschenfresser	55
Mein Diener	67
Pilz	82
Marx-Baby	98
Das Erdbeben von Agadir	116
Die Gärten des Mulay Abdallah	129

Der Sieg über die Schwerkraft

Ich versuche seit meiner Kindheit das Unmögliche zu beweisen. Daß die Menschen gut sind, daß unser Leben einen Zweck hat, daß man die Welt verbessern kann. Ich schwimme gegen den Strom. Was heißt gegen den Strom? Gegen den Mississippi schwimme ich. Gegen den Yang Tse Kiang. Gegen die Stromschnellen des Sambesi. Ich riskiere jeden Augenblick in die Tiefe gerissen zu werden. Ich möchte zeigen, daß die Naturgesetze nur ein Vorurteil sind. Daß es keine Schwerkraft gibt. Daß der Geist stärker ist als das Fleisch, aber jedesmal kriege ich Prügel. Vom ersten besten Leimsieder, der sich auf die Erfahrungen beruft und nachweist, daß es sein muß, wie es ist und nie anders sein wird. *Ich* bin der gegenteiligen Überzeugung. Ich glaube, daß die Phantasie nichts anderes ist als die Widerspiegelung einer zweiten Realität. Unsere Träume sind Schattenrisse des Möglichen. Darum klammere ich mich an jeden Strohalm. An Genfud zum Beispiel, der aussah wie ein Stockfisch und nichts für mich übrig hatte als Verachtung. Ihn wollte ich emporheben, denn in seinen Augen schimmerte ein Licht. Das Leuchten der Antimaterie.

Ich sollte eine Fernschule aufbauen. In Algier. Ein Jahr nach der Befreiung. Wir setzten ein Inserat in den »Mudschahid« und gaben bekannt, daß am 1. Oktober 1963 eine Prüfung stattfinden werde. Es meldeten sich viertausend. Ein Weltrekord. Es schien, als wollte jeder zweite Algerier Regisseur werden. Oder Drehbuchautor. Oder Kameramann. Viertausend Jungen haben sich gemeldet. Und drei Mädchen. Von den viertausend Kandidaten beriefen sich 3980 auf ihre vaterländische Gesinnung. Auf ihren Wagemut während des Befreiungskriegs. Sie zeigten uns Narben, Holzbeine, Verstümmelungen sowie die verschiedensten Orden und Ehrenzeichen. Wir schickten sie zur Offiziersschule, denn bei uns waren sie an der falschen Adresse. In unserem

Beruf hatten sie nichts zu suchen, weil wir Hasenfüße sind. Unsere Perversionen werden in der Phantasie ausgelebt. Wir morden nur in unseren Träumen. Wir stehlen höchstens fremde Ideen, und wenn uns nach des Nachbarn Weib gelüftet, geschieht es bestenfalls in unseren Drehbüchern.

Die übrigen Kandidaten, die keine heroische Vergangenheit nachweisen konnten, wurden einem Examen unterzogen. Die Prüfungskommission bestand aus vier Zivilisten: Hossein, Kersabi, Dschaffar und ich. Keiner von uns hatte je eine Waffe getragen. Keiner hatte je im Gefängnis gegessen, und den Ernstfall kannten wir vom Hörensagen. Das machte uns Kummer. Wir wurden von Schuldgefühlen gepeinigt, weil wir noch am Leben waren. Wir gehörten jener Generation an, die zum Heldenkult erzogen wurde, zur Ehrfurcht vor höheren Zielen und Verachtung des Alltäglichen. Darum gingen wir zum Film. Oder zum Fernsehen. Um uns wenigstens auf der Leinwand zu opfern. Oder auf dem Bildschirm.

Wir waren das Fundament der künftigen Fernschule und sollten zwanzig Männer examinieren und drei Frauen. Wir hatten geniale Ideen aber keine Ahnung, nach welchen Gesichtspunkten wir die Schüler aussuchen würden. Gleich zu Anfang ging die Türe auf und Genfud trat in den Saal. Kaum stand er vor uns, begann er auch schon seine Chancen zu versauen. Er war häßlich und verschwitzt. Roch nach ranzigem Öl. War dünn, grauäugig, abweisend. Das alles hätten wir ihm verziehen, wenn er nicht so ruppig gewesen wäre. Er war gegen uns. Versuchte nicht einmal, mit uns ins Gespräch zu kommen. Er stand da und stank. War abgeblitzt, bevor er zu Wort kam. Ich stellte ihm – der Ordnung halber – eine Routinefrage, damit er nicht herumerzählte, man habe ihn nicht geprüft:

- Warum wollen Sie zum Fernsehen, Monsieur Genfud?
- Weiß ich nicht, antwortete er und blickte zur Decke.

Kersabi war nicht gewillt, sich beleidigen zu lassen, und erklärte frostig:

– Kommen Sie wieder, wenn Sie es wissen. In einem Jahr oder sonst einmal.

Ich hatte Mitleid mit dem Jungen und fragte ihn, wozu er denn die lange Reise gemacht habe, von Tlemcen nach Algier, wo er doch keine Ahnung hatte, welches sein Ziel sei. Da gab er zurück, es sei nicht unsere Aufgabe, ihn auf seine Ziele zu prüfen, sondern auf seine Kenntnisse. Was er sich wünsche sei seine Sache und gehe mich nichts an.

Die Antwort war unerhört. Sie war sogar logisch. Ich bekam Lust, den Kerl kennenzulernen, und versuchte, näher an ihn heranzurücken:

– Haben Sie eine Beziehung zur Malerei?

– Nein.

– Zur Literatur?

– Nein.

– Die Kunst läßt Sie kalt?

– Ich habe mich nie sattgegessen, Monsieur. Für Leute wie mich ist die Kunst ein Luxus.

Damit hatte er mich erwischt. Er traf ins Schwarze meiner Schuldgefühle, denn ich hatte immer gut gegessen.

– Wie meinen Sie das, »nie sattgegessen«?

– Das heißt, daß ich einen leeren Magen habe, sagte er und riß sein Hemd auf. Wie ein schlechter Schauspieler. Da war nichts zu sehen als ein Skelett mit gelblicher Haut darüber. Ich schämte mich in den Boden hinein und fragte unsicher:

– Sie sagen, daß Sie noch nie ein künstlerisches Erlebnis, noch nie Gänsehaut gehabt haben?

– Einmal.

– Erzählen Sie!

– Musik habe ich gehört. In Tlemcen. Da bin ich aufgewachsen.

– Also ein Konzert?

– Nein.

– Aber was?

– Ein Transistor. Auf dem Suk. Jeder Krämer hat einen

Transistor, um die Kunden anzulocken. Tausend Transistoren; stellen Sie sich den Lärm vor!

– Aber Sie hören gerne Musik?

– Nein.

– Soeben haben Sie gesagt, daß Sie Musik gehört haben, die Ihnen Gänsehaut verursachte.

– Einmal, habe ich gesagt.

– Und? Was war das?

– Die neunte Symphonie von Beethoven.

Hossein lächelte herablassend. Kersabi putzte ärgerlich seine Fingernägel, und Dschaffar zündete sich eine Zigarette an. Genfud machte sich lustig über uns. Oder wollte uns imponieren. Ein Lumpenproletarier aus Tlemcen. Wollte sich interessant machen. Ein bekannter Trick. Die neunte Symphonie von Beethoven. Hatte ein Fremdwort aufgeschnappt und warf es uns an den Kopf! Meine algerischen Kollegen waren wütend. Und ich verwirrt. Möglicherweise sprach er die Wahrheit, und ich bohrte weiter, ob er sich an etwas erinnere aus dieser Symphonie.

– An alles, Monsieur. An jeden Ton. Und besonders an den letzten Satz. Den mit dem Chor.

– Was für ein Chor?

– Die Ode an die Freude. Wissen Sie nicht, was das ist?

Jetzt verschlug es uns den Atem. Das klang echt, aber wir wollten es noch immer nicht glauben. Ich fragte, worum es sich denn handle, bei dieser Ode an die Freude.

– Um die Freude.

– Natürlich um die Freude – was weiter?

– Der Text ist von Schiller. Ich habe deutsch gelernt, um ihn zu verstehen.

– Deutsch haben Sie gelernt?

– Bei einem Fremdenlegionär, der nicht nach Deutschland zurück will. Ein Freund von mir. Arbeitet bei einem Metzger nebenan.

– Der geeignete Lehrer, murmelte ich vor mich hin.

Genfud spürte meine Ironie, schaute mich herausfordernd

an und fragte, ob ich deutsch verstehe.

– Ein wenig, sagte ich lächelnd, das ist meine Muttersprache.

– Dann will ich Ihnen etwas sagen in Ihrer Muttersprache.

– Bitteschön!

– Freude schöner Götterfunken

Tochter aus Elysium

wir betreten feuertrunken

himmlische, dein Heiligtum.

Seine Aussprache war erbärmlich. Wenn ich nicht gewußt hätte, was er da aufsagte, hätte ich gemeint, es sei arabisch. Aber es stimmte. Das waren Schillers Worte. Und er sprach sie mit soviel Innigkeit und strahlender Beglückung, daß wir uns gezwungen sahen, unser Urteil zu überdenken. Er konnte wirklich deutsch. Er hatte die neunte Symphonie gehört. Eine fremde Sprache gelernt, um Beethovens Botschaft besser zu verstehen. Jetzt wollte ich etwas tun, damit er aufgenommen würde und stellte ihm eine Prüfungsfrage:

– Hören Sie, Monsieur Genfud. Nehmen wir an, Sie wären ein Regisseur. Beim algerischen Fernsehen, das wir hier aufbauen sollen. Oder sagen wir neu aufbauen, denn die Franzosen sind gegangen und ihr habt keine Fachleute, um es wieder in Bewegung zu setzen. Nehmen wir also an, Sie müßten die neunte Symphonie übertragen. Aber so, daß jeder Algerier ihren Sinn begreift. Ohne deutsch zu lernen. Wie würden Sie das Orchester aufstellen und den Chor, damit auch der letzte Fellache Gänsehaut bekommt. Machen Sie einen Vorschlag! Wie würden Sie das inszenieren?

Genfud starrte durchs Fenster. Aufs weite Meer hinaus. Jetzt war er wieder ein Stockfisch. Knöpfte sich mechanisch das Hemd zu. Begann zu schwitzen. Zog knackend an allen Fingern seiner Hand und sagte dann plötzlich mit veränderter Stimme:

– Haben Sie schon gehört von der »opération pierre précieuse«?

- Nein.
- Das war eine Strafexpedition gegen uns.
- Ich war nicht in Algerien während des Kriegs.
- Kann ich mir vorstellen.
- Erzählen Sie weiter!
- Die Fallschirmjäger überfielen die Kabylei, weil sie von Fellagas verseucht war. Wissen Sie, was Fellagas sind?
- Heckenschützen, oder nicht?
- Wenigstens das wissen Sie
- Und?
- Die kabyllischen Dörfer sitzen ganz oben. Auf den Gipfeln der Berge. Wie Storchennester auf dem Minarett. Eines Tages kamen die Franzosen. Eine Wolke von grünen Heuschrecken mit Kanonen, Napalm, Raketen. Alles haben sie niedergebrannt und kaputtgeschlagen. Kein Haus ist stehen geblieben. Tausend Dörfer sprengten sie in die Luft. Und dann haben sie aufgeräumt. Mit Bayonetten und Maschinengewehren. Jeder wurde niedergemetzelt, der sich nicht ergeben wollte. Den Dorfältesten brannten sie die Augen aus. Mit glühenden Eisen.
- Und die neunte Symphonie, Monsieur Genfud?
- In einem gemordeten Dorf, in den Ruinen einer geschändeten Moschee, plaziere ich das Orchester. Die Sänger stelle ich an eine zerschossene Mauer. Einen neben den anderen. Mit verbundenen Augen. In zerfetzten Kleidern. Barfuß. Und ihnen gegenüber eine Truppe von Fallschirmjägern. Mit gezückten Pistolen und . . .
- Genfud verstummte. Schien sich an etwas zu erinnern. Schloß die Augen.
- Erzählen Sie, sagte ich mit trockener Zunge.
- Und dann würde die Musik einsetzen. Alle Instrumente. Und hundert Stimmen würden losbrüllen, gewaltig und hoffnungsvoll: Freude schöner Götterfunken Tochter aus Elysium.
- Genfud war aufgenommen. Der erste Schüler unserer Schule. Und ich hoffte fest, daß er auch der erste Regisseur

des künftigen Fernsehens würde.

Aber das künftige Fernsehen war vorläufig nur ein Projekt. Etwas mehr als ein Projekt, denn es stand da in seiner unübersehbar penetranten Pracht. An den blühenden Abhängen zwischen El Biar und dem Hafen. Etwa in der Mitte. Zweihundert Meter über dem Meer. Ein stolzer Bau aus Eisenbeton und Glas. Zwölf Stockwerke. Feudale Büros. Moderne Studios. Kameras, Regieräume, Schneidekabinen, Laboratorien. Und aus allen Fenstern ein unvergleichlicher Blick über die Bucht von Algier. Alles war da. Außer dem Personal. Es war vom Erdboden verschwunden. Hinweggespült von der Weltgeschichte. Sechshundert Personen hatten hier ein Fernsehprogramm gemacht, um die Köpfe der Eingeborenen zu manipulieren: *Télévision Française*, *Studio d'Alger*. Auf französisch wurde hier angesagt, abgesagt und durchgesagt. Auf französisch gesungen, getanzt, getingelt und getangelt. Sieben Jahre lang hatten sie die frohe Botschaft verkündet. Daß die Fellagas bereits geschlagen seien und sich nie wieder erheben würden. Bis das Unvorstellbare eintrat. Bis die Naturgesetze widerlegt wurden. Die Algerier kamen und besetzten Algier. Alles hatte man sich vorgestellt, nur das nicht. Ein Rechenfehler war unterlaufen, und eine Million Herrenmenschen wälzten sich zu den Häfen, Flugplätzen und Bahnhöfen, um der Vergeltung zu entgehen. Sie klapperten mit den Zähnen. Schlotterten vor Angst und schlechtem Gewissen. Besonders die sechshundert Gehirnwäscher von der *Télévision Française*. Sie drohten zurückzukehren und stießen Verwünschungen aus: Faulpelze sind das und Spitzbuben. In drei Monaten ersaufen sie in der eigenen Scheiße. Es wird keinen Strom geben in Algier. Kein Wasser und kein Gas. In drei Monaten sind sie bankrott und werden uns anflehen wiederzukommen! So redeten sie alle. Auch Monsieur Bertholet, der glattrasierte Herr, der bis gestern noch der Direktor des *Studio d'Alger* gewesen war; der Gau-leiter dieser Fernsehstation. Aber im Gegensatz zu seinem Personal hatte er beschlossen dazubleiben. Auszuharren und

zu warten, bis man ihn holen würde – auf den Knien natürlich – um die Zauberlaterne wieder anzudrehen. Seelenruhig saß er in seinem Salon und schlürfte Whisky, denn es war ein heißer Tag:

– Der Bildschirm wird schwarz bleiben, darauf könnt ihr Gift nehmen. Diese Buschneger wollen uns nicht? Bitte schön; aber aufs Fernsehen werden sie verzichten. Entweder *wir* senden oder niemand!

Während er so sprach, marschierten die Buschneger an seiner Villa vorbei. Schon am frühen Morgen hatte es angefangen und wollte nicht aufhören. Wie viele Fellagas gab es eigentlich? Eine Million? Zehn Millionen? Bertholet rieb sich vergnügt die Hände. Er war nicht bereit, das Debakel anzuerkennen: Sie haben eine Schlacht gewonnen, doch den Krieg gewinnen wir. Morgen. Vielleicht übermorgen. Wir haben Zeit und Geduld, denn wir sitzen am längeren Hebel. Heute abend werden sie ihre Kästen aufdrehen, und dann merken sie, daß wir nicht mehr da sind. Keine Franzosen, kein Fernsehen! Und dann kommen sie zur Besinnung, denn sie werden sich zu Tode langweilen mit ihrer läppischen Freiheit!

Bertholet war sicher, daß es an jenem Abend kein Programm geben würde. Von den 600 Angestellten waren nur ein Dutzend geblieben: zwei subalterne Beamte, ein tauber Kassierer, der bucklige Mersug, sieben Laufburschen und Moaki. Aber Moaki zähle nicht, der sei schwachsinnig.

In Wirklichkeit war Moaki der pfiffigste Schlawiner im ganzen Haus. Er hatte die Visage eines Hofnarren, der ständig lächelte, wenn man zu ihm sprach, und unterwürfig nickte, wenn man ihn beschimpfte. Niemand hätte geahnt, daß er ein Major der Befreiungsfront war. In engstem Kontakt mit dem Oberkommando. Beim Fernsehen war er gewöhnlicher Soldat. Assistent eines Filmcutters. Weniger als das. Der Zubringer eines Assistenten eines Filmcutters. Er wußte nichts von Elektronik. Theorie hatte ihn nie belastet. Dafür hatte er zugeschaut, wie man es macht und sich alles gemerkt. Fast alles.

Als die Soldaten der Volksarmee herannahten, erhielt Moaki den Befehl, um jeden Preis den Sender in Bewegung zu setzen und ein Programm auf die Beine zu stellen. Heute abend um sieben Uhr. Koste es, was es wolle! Das war eine Fieberphantasie, kein Befehl. Das war vollkommen undurchführbar. Ohne Ingenieure, ohne Techniker, ohne Programmleute, Kameramänner und Sprecher macht man keine Sendung. Das gibt es nicht. Das Oberkommando hätte ebensogut befehlen können, zu Ehren des historischen Augenblicks eine bemannte Rakete auf den Mond zu schießen. Doch an jenem Tage war die Schwerkraft aufgehoben. Alles war möglich und Moaki überlegte, wie er den Befehl ausführen sollte: die Franzosen haben abgeschaltet, spekulierte er, also kann man auch anschalten. Aber welchen Knopf? Es gab schließlich Tausende von Knöpfen. Wenn ich den richtigen finde, geht das Licht wieder an und der Sender funktioniert. Und was passiert, wenn ich den falschen andrehe? Vielleicht fliegt die ganze Station in die Luft und ich selber dazu. Was soll ich tun? Moaki kratzte sich am Schädel und kniff die Lippen aufeinander. Man mußte es versuchen. Im schlimmsten Fall komm ich in den Himmel, sagte er, und machte sich auf den Weg. Es war fünf Uhr nachmittags, als er in den zentralen Schaltraum trat und in totaler Finsternis sämtliche Knöpfe andrehte. Fieberhaft, einen nach dem andern, bis plötzlich ein Blitz die Dunkelheit durchzuckte. Grüne Lampen gingen an. Ventilatoren begannen zu knurren. Neonlichter flackerten auf. Das war unglaublich. Moaki hatte das Fernsehen repariert. Einfach so. Wie man einen Strumpf repariert. Die Station war sendebereit, es fehlte nur noch ein Programm. Eine Kleinigkeit. Doch da kam ihm der Einfall seines Lebens. Er schickte die sieben Laufburschen in die Stadt und befahl ihnen, das Volk von Algier ins Studio zu rufen. So wie es war. Mit Trommeln und Fahnen und explodierenden Herzen. Er sperrte die Tore weit auf, und gegen sechs Uhr abends begann die gewaltigste Reportage aller Zeiten. Hunderttausende strömten den Berg hinauf. Der Fernsehstation

entgegen, die sieben Jahre lang Symbol der französischen Herrschaft gewesen war. Johlend zogen sie durch die Korridore, in die Studios, wo alle Kameras eingeschaltet waren, alle Scheinwerfer und Mikrophone, und einfach registrierten, was sich hier abspielte. Das war eine Science-fiction von nie dagewesenem Ausmaß. Ein Gespensterstudio ohne Belegschaft. Keine Kameraleute, keine Aufnahmeleiter, keine Kabelträger. Nur ein einziges Männlein, der bucklige Mersug – Tontechniker von Beruf –, der aussah wie ein Abgesandter vom Jupiter. Er trug einen Kopfhörer über den Ohren und führte wortlos die Befehle aus, die Moaki übers Interkom erteilte. Moaki saß oben in der Regie. Gott auf Cap Canaveral. Ein riesiges Mischpult vor sich und eine Gegensprechanlage. Vor ihm standen 12 Monitoren, die auf 12 Kanälen Bilder übertrugen, Zeugnis ablegten von diesem überbordenden Umzug, dieser tobenden Demonstration beglückter Zügellosigkeit und überspannter Illusionen. Das war die Anarchie. Die Freiheit einer Nacht. Die Mikrophone waren offen. Der Sender funktionierte. Eine Sendung ging über die Antenne, wie sie nie zuvor gesehen worden war. Und niemals nachher. Legionen zogen vorbei. Männer, Frauen und Kinder. Ein jubelndes Lumpengesindel. Die besten Schauspieler aller Zeiten, denn sie stellten sich nicht zur Schau. Sie wußten nicht einmal, daß sie von 12 Kameras beobachtet wurden. Sie brüllten ihre Freude in die Luft. Sie lachten und weinten und umarmten sich. Marschierten, hinkten, hüpfen. Schrien, sangen, trompeteten und in ihren Augen glänzte der Glaube, daß es keine Schwerkraft mehr geben werde. Nie wieder!

Ich sagte es bereits, das war die Reportage aller Zeiten. Ohne Regisseur, ohne Reporter, ohne Hilfspersonal. Keine Organisation. Nichts als der Ausbruch ausgelassenen Wahnsinns. Und was das erstaunlichste war, es gab keine Zuschauer. Alle waren Akteure. An diesem Tage waren alle auf der Straße, die den Krieg überlebt hatten. Der Taumel wogte durch die Eingangspforte herein und durch die Ausgangs-

pforte hinaus. Wenn jemand zuschaute, waren es Ausnahmen. Lahme, Kranke, Einbeinige und natürlich Monsieur Bertholet. Um sieben Uhr drehte er seinen Kasten an – mechanisch, wie er es jeden Abend getan hatte, um die Tageschau zu kontrollieren – und natürlich wußte er, daß es keine Sendung geben würde. Diese Genugtuung wollte er sich nicht nehmen lassen: ein schwarzer Bildschirm. Trauerflor zum Abschied. Die wohlverdiente Strafe für die Undankbarkeit. Man mag uns nicht. Man will auslöschen, was wir hier geschaffen haben, während 130 Jahren, als sei nichts gewesen. Das dachte der glattrasierte Herr, als er einschaltete und ein Bild gewahrte. Er traute seinen Augen nicht. Er sah ein Feuerwerk von Bildern, eine Superreportage, wie sie die besten Fachleute der Welt nicht hätten machen können. Er starnte in den Flimmerschirm, wurde schwach und fiel vom Stuhl. Sein Grab befindet sich auf dem katholischen Friedhof von El Biar.

Das Ereignis dauerte 14 Stunden. Gegen 8 Uhr des nächsten Morgens gab es einen Knall, und die Apparaturen setzten aus. Schluß. Kein Licht mehr. Kein Strom. Etwas mußte geplatzt sein. Eine Panne. Moaki rannte durch die Kellerflucht. In den zentralen Schaltraum, wo es wieder finster geworden war. Er drehte an sämtlichen Knöpfen. Vergeblich.

Seither gab es kein Fernsehen mehr in Algerien. Wenigstens eine Zeitlang. Während einiger Wochen fummelte Moaki an allen Kontakten herum. Er hämmerte mit den Fäusten auf die Apparate. Boxte in die Verschalung der Generatoren. Ohne Erfolg. Sendestörung auf der ganzen Linie, und es war niemand da, der hätte helfen können. Die Welt ging nicht unter, wie es der arme Bertholet – Gott habe ihn selig – erhofft hatte. Es gab wichtigere Probleme und nichts geschah. Oder fast nichts. Man ließ einige Leute kommen, aus dem Ausland, um sich mit der Angelegenheit zu befassen. Es tröpfelten Ingenieure herbei und Elektroniker. Filmregisseure und Kameraleute. Auch ich war darunter und wurde gebeten, eine Fernsehschule aufzubauen. Mit drei algeri-

schen Kollegen: Hossein, Kersabi und Dschaffar. Wir waren beauftragt, Programmleute heranzubilden. Man gab uns weder Geld noch Lehrmittel, hatte weder das eine noch das andere. Dafür ein paar wohlgemeinte Ratschläge und Berge von Vertrauen. Das konnten wir brauchen, denn die Aufgabe war theoretisch unlösbar. Einige Schüler hatten Talent, aber konnten nicht lesen. Die anderen konnten lesen, aber hatten kein Talent. Das war eine Gratwanderung. Sie dauerte zwei Jahre, und am 1. Juli 1965 fand endlich die Abschlußprüfung statt. Vier Lehrer. Zwanzig Schüler. Drei Schülerinnen. Die älteste hieß Fatima. Sie war hinreißend. Wer sie sah, war bezaubert, ob Schüler oder Lehrer. Sie schien verwegen und war doch unnahbar. Niemand bekam sie, nicht einmal Hossein, der sonst unweigerlich sein Ziel erreichte. Sie war von wunderbarer Unschuld, und doch spürten wir, daß sie kein Mädchen mehr war. Ein Mädchen hat nicht diese Kraft, diese Würde in Gang und Bewegung. Wer mochte sie sein?

Am ersten Juli flimmerte ein dampfiges Licht über den Dächern. Es roch nach Oliven, nach Jasmin, nach Liebe. Um neun Uhr begann ich das Examen mit einer Prüfung in Dramaturgie. Die Aufgabe war einfach. Jeder Student hatte eine Geschichte zu erzählen. Mündlich. In Anwesenheit aller anderen. Eine Filmnovelle zum Thema »ein Niemand«. Die Ergebnisse waren mäßig. Alle hatten etwas zu berichten, die Geschichten aber ließen mich kalt. Keiner holte mich aus meinem Halbschlaf. Bis Genfud erschien. Er war der Zwanzigste, der letzte von den Männern. Und schon bei seinen ersten Worten wachte ich auf. Er stand vor der Klasse, blickte auf seine Fingernägel und begann:

Ich erzähle euch die Geschichte von einem »Niemand« namens Gaschgaj, der so häßlich war wie ich. Und der niemals die Haut einer Frau gespürt hat. Wie ich. Er dachte immer nur an die Zärtlichkeit, die ihm niemand geben wollte. Er war mir überhaupt sehr ähnlich. Fischaugen hatte er und einen Ziegenkopf. Er wohnte in der Khasba. Mit seinem

Köter. In einem Bretterverschlag. Sein Brot verdiente er als Kesselflicker. Er besaß nichts. Wie ich. Nur einen verbeulten Kinderwagen, den er vor sich herschubste, wenn er durch die Gassen zog. Er lächelte unentwegt. Vom Morgen bis zum Abend. Einfach so. Oder vielleicht aus Angst. Ich weiß es nicht. Wenn er irgendwo auftauchte, krächte er seinen Namen – Gaschgaaaj – und die Weiber liefen herbei. Mit Pfannen und Töpfen und billigem Geschirr. Er hatte eine lächerliche Stimme. Und er druckste und stotterte, wenn er mit den Frauen sprach. Aber sie antworteten kurz und böse. Sie schauten weg, wenn sie ihn bezahlten. Manchmal schenkte er ihnen eine Blume. Da drehten sie sich ab und spuckten aus. Eines Abends, das war vor fünf Jahren, rief der Muezzin vom Minarett. Gaschgaj warf sich auf die Knie, wie immer, um sein Gebet zu verrichten. Da kamen die Kinder vom Hafen zurück und hatten Fischköpfe in den Händen. Wie sie ihn sahen, mit seinem Teppich mitten auf der Gasse, ergriffen sie die Gelegenheit und fingen an, ihn zu bewerfen. Seebutt, Dorsch, Flunder, Goldbarsch; aber Gaschgaj war versenkt in seine Andacht und ließ sich nicht stören. Er wußte sich in Gottes Hand und betete weiter. Als er geendet hatte, nahm er seinen Teppich, legte ihn auf sein Wägelchen und kehrte nach Hause zurück.

Am nächsten Morgen stand er wieder da. Vor der großen Moschee, und flickte einen Zuber. Er hämmerte und grinste. Hinter dem Brunnen lauerten schon die Kinder. Plötzlich, als niemand hinschaute, schossen sie hervor. Wie ein Schwarm Stechfliegen. Sie packten seinen Karren und flitzten davon. Er hatte sein Gerät darin. Ein paar Kupferkannen und etwas Geld. Die Kinder johlten fort, und Gaschgaj hastete ihnen nach. Plattfüßig wie eine Ente. Er war zu langsam, natürlich, und konnte sie nicht einholen. Sie rannten die Gasse hinunter, um eine Ecke, und durch die blaue Pforte ins Frauenviertel hinüber. Gaschgaj sah gerade noch, wie sie in einem Hausgang verschwanden. Dann wurde es still. Er stolperte weiter durch ein Eisentor und unvermittelt stand er vor ei-